

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 16 (1912-1913)
Heft: 2

Artikel: Ludwig und Annemarie : eine Erzählung aus dem Ries [Fortsetzung folgt]
Autor: Meyr, Melchior
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ludwig und Annemarie.

Eine Erzählung aus dem Riez von Melchior Meyer.

Der Garten des Bäckers war nach dem des Pfarrers der schönste im Dorfe und der Stolz des Besitzers. Er teilte sich in Gemüse- und Baumgarten, und in dem erstern war den Blumen ein größerer Platz eingeräumt, als es bei dem wirtlichen Sinn der Landleute sonst der Fall zu sein pflegt. Eine ziemlich hohe dichte Hecke grenzte das Ganze von den Feldern, zunächst aber von dem Fußweg ab, der sich an dieser Seite des Dorfes hinzog und auf welchen eine hölzerne, für gewöhnlich verschlossene Thür führte. Durch diese Thür, die heute nur aufgeklipft zu werden brauchte, trat Ludwig zur verabredeten Stunde in den Garten, und bald saßen die Liebenden auf einem hölzernen Bänfchen unweit der Hecke und des Hauses in traulichem Geplauder. Sie konnten sich diesem in der That mit einer gewissen Sicherheit hingeben, denn wie nach dem Felde zu die Hecke, so schützten gegen das Dorf das längliche Bäckerhaus und mehrere Scheunen, in denen jetzt wohl kein neugieriges Auge zu fürchten war. Der Abend war sehr schön. Von dem reinen Himmel blinkten schon einzelne Sterne, während von Westen her die goldengrünliche Helle sich über ihn ergoß, die Verheißung der untergegangenen Sonne, daß sie morgen einen schönen Tag bringen werde. Die Bäume standen in voller Blüte und hier und da glänzte einer her wie ein großer, weißer Strauß. Die Luft war leicht bewegt und voller Wohlgerüche. Rings herrschte vollkommene Stille und nur Maikäfer surrten zuweilen über die Köpfe der Liebenden hin, um die größere Gesellschaft auf den Bäumen aufzusuchen.

Unserm Pärchen war es über alles heimlich zu Mute. Ludwig rühmte den Garten, die Blumen, den schönen Abend. Sie sprachen von diesem und jenem. Bald kamen sie wieder auf den „Ansing“, und Ludwig scherzte über den jungen Burschen, der mit Annemarie getanzt und „sich geplagt habe, als ob er im Taglohn arbeite“. „Der arme Kerl dauerte mich“, setzte er hinzu, „darum kam ich so schnell und löste ihn ab.“ Das Mädchen lächelte, sie wußt' es besser. Beide erinnerten sich jetzt verschiedener Gesichter, die um ihretwillen geschnitten worden waren, und die Ausdrücke von Ärger und Neid kamen ihnen sehr lustig vor. Sie übten für das Geschwäh, das über sie ergangen war, eine gemüthliche Wiedervergeltung, indem sie einzelne Exemplare durchheckelten, wie es gutmütige Menschen in fröhlicher Laune tun. Ludwig fragte dann, ob's denn wahr sei, daß Hans und Regine bald Hochzeit machen wollten. Annemarie erwiderte, soviel sie wisse, auf den Herbst. Dies brachte sie auf ernstere Gedanken. Nach einem Weilchen fragte sie erröthend und mit einem gewissen schüchternen Lächeln: „Ist's denn wahr, daß dein Vater will, du sollst des Kirchbauers Eva hei-

raten?“ Ludwig antwortete: „Ja wohl hat er so was im Sinn gehabt; aber mir ist's nie rechter Ernst gewesen und jetzt denk' ich nimmer dran.“ Annemarie wurde vor Vergnügen noch röter. Dann sah sie vor sich hin, wie wenn sie über etwas nachdächte, und unwillkürlich entschlüpfte ihr wieder das Wort: „Wenn ich doch ein reiches Mädchen wär'!“ Ludwig faßte ihre Hand und sagte herzlich: „Es kann nicht alles beisammen sein! Du bist die Schönste und die Beste und die Geschickteste, die ich kenne — das ist mehr wert als Geld!“

Annemarie sah ihn dankbar an und schwieg. Dann sagte sie: „Ist dein Vater wirklich so stolz, wie die Leute sagen? Verzeih' mir diese Frage!“ — „Mein Vater weiß, was er ist“, antwortete Ludwig, „und läßt sich nichts nehmen. Aber er ist ein braver und gescheiter Mann und gibt auch andern ihre Ehre. Meine Mutter ist gut und hält alles auf mich.“

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Wie verliebte Herzen einmal alles fürchten, dann wieder alles hoffen, so war es ihr die letzten Tage her nicht ganz unmöglich vorgekommen, daß sie doch noch Ludwigs Frau werden könnte. Sie hielt etwas auf sich und glaubte, um ihretwillen könnte wohl eine Ausnahme von der Regel gemacht werden. Aber nun wurde durch das Bild des Angerbauerz, dessen Stolz der Sohn zugeben mußte, ihre Hoffnung wieder sehr erschüttert. Sie seufzte und sagte mit leiserer Stimme: „Ich fürchte mich vor deinem Vater, Ludwig, und sehe nicht, was aus uns beiden werden soll!“

Ludwig, der durch die feuchten Augen in das Herz des Mädchens sah, wurde gerührt, Liebe und Großmut loderten in ihm auf. Er legte wie schützend den Arm um sie und sagte mit dem herzlichsten Tone: „Mach' dir das Herz nicht schwer, Annemarie! Ich hab' dir gesagt, daß du mir die Liebste auf der Welt bist, und ich sag' dir's noch einmal. Vertrau' auf mich und sorg' nicht! Was ich mir ernstlich vornehme, das seh' ich auch durch — darauf verlaß dich!“ — „Ich vertraue dir“, sagte Annemarie, „denn sonst hätt' ich das auch nicht für dich getan. In meinem Leben bin ich noch mit keinem ledigen Bursch zusammengekommen. Aber dich hab' ich so lieb, daß ich tun muß, was dich freut — ich kann mir nicht anders helfen!“ — Entzückt über dieses Geständnis, sah Ludwig das schöne Mädchen an; Tränen traten in seine Augen; sie mit seinen Armen umschlingend, rief er aus: „O du liebes, liebes Mädchen! — in meinem Leben laß' ich dich nicht!“

Dieser innige Ausruf weckte ein seliges Gefühl in dem Herzen Annemaries, zu gleicher Zeit warf er aber Schrecken in ein anderes. Diejenige, für welche diese Worte am wenigsten bestimmt waren — die Mutter Ludwigs, hatte sie vernommen, klar und deutlich vernommen.

Die Angerbäuerin war im obern Dorf auf Besuch gewesen und hatte

sich verspätet, indem sie zwar zur rechten Zeit in der Stube Abschied genommen, aber auf der Haustreppe mit der Freundin von neuem und erst recht wieder ins Gespräch gekommen war. Da der Fußweg am schnellsten nach Hause führte, so schlug sie diesen ein. Als sie an der Hecke des Bäckergartens hingehend ein leises Reden vernahm, horchte sie, und das Ohr der Mutter erkannte gar bald die Stimme des Sohnes. Die letzten Worte, bei welchen die Leidenschaft den Ton vorsichtig zu dämpfen vergaß und von denen ihr keine Silbe entging, sagten ihr alles. Sie erschrak heftig und zitterte an allen Gliedern. Hatte sie doch soeben noch der Freundin versichert, daß an dem Geschwätz wegen der Annemarie gar nichts sei und ihr Ludwig bald Kirchbauer sein werde. Sie glaubte vor Scham und Verdruß in die Erde sinken zu müssen. Da sie nicht mit sich einig werden konnte, was sie beginnen sollte, und im Garten Stille eingetreten war, ging sie weiter. Der Schrecken in ihrem Herzen machte dem Zorn Platz. Sie so schändlich anzuführen, zu dem Mädchen zu gehen wider ihr ausdrückliches Verbot, und ihr so gottvergeffene Dinge zu sagen! Bevor sie noch in ihren Hof trat, war ihr Entschluß gefaßt. Sie schwieg still und ließ sich nichts anmerken, weder vor dem Vater noch vor dem Sohn, der nicht lange nach ihr heimkam.

Den andern Morgen, als der Angerbauer eben das Haus verlassen hatte und Ludwig ihm folgen wollte, sagte die Mutter, sie habe noch etwas mit ihm zu reden. Sie führte ihn ins Kanzley zurück und sagte, gerade auf das Ziel losgehend: „Du bist gestern Abend bei der Annemarie gewesen!“ — Darauf war Ludwig nicht gefaßt. Er verlor etwas die Farbe und stammelte: „Wie sollt' ich!“ — Aber die Mutter fiel ihm in die Rede: „Leugn' es nicht, ich hab' mit meinen eigenen Ohren gehört, was du ihr gesagt hast!“ — Und indem sie ihn mit bekümmert erzürntem Blick ansah, fuhr sie fort: „Es hilft also kein Reden an dir, du willst dich mit Gewalt ins Geschrei bringen — und ein unerfahrenes Mädchen durchaus unglücklich machen!“

Bei diesem Vorwurf sammelte sich der Betroffene wieder. Er erwiderte: „Wer sagt das? Ich hab's ganz anders mit ihr im Sinn!“ — „Wie soll ich das verstehen?“ — „Wenn ich sie nun heiraten wollte?“ — Die Mutter, auf eine solche Rede gefaßt, zuckte die Achseln und sagte: „Du bist nicht gescheit!“ — Ludwig aber versetzte mit Ernst: „Ich weiß es, mit keiner würd' ich so glücklich leben wie mit der Annemarie. Gerade die gefällt mir, und sonst keine andere!“

Die Augen der Angerbäurin funkelten. „Wie!“ rief sie aus, „das unterstehst du dich mir zu sagen, — du, der du mit der Ev' so gut wie versprochen bist?“ — „Davon weiß ich nichts“, sagte Ludwig. — „So, davon

weißt du nichts? — Nun merk' auf, was ich dir sag': wenn du von diesen dummen Gedanken vor deinem Vater nur ein Wörtchen merken läßt, so bringt er dich um! Das ist der Rechte, sich von einem Kind so etwas gefallen zu lassen!"

Der Sohn erkannte das Gewicht dieser Worte und schwieg. Dann sagte er in traurigem Ton: „Ich hätt' gedacht, du zum wenigsten würdest nicht so hart gegen mich sein und dich meiner annehmen gegen ihn.“ — „So“, rief die Mutter, „auf mich hast du dich verlassen? Du kennst mich also noch nicht, wie es scheint. Ich sag' dir's jetzt ein für allemal: nie werd' ich zu einer solchen Heirat meine Einwilligung geben! Ich will nicht, daß mein Sohn durch seinen Unverstand sich unglücklich macht und der ganzen Freundschaft einen Schimpf antut! Wenn du nicht von diesem Augenblick an das Karsessieren mit dem Mädchen aufgibst, sag' ich's deinem Vater und du wirst sehen, was dann geschieht! — So, jetzt kennst du meine Meinung und kannst dich danach richten!“ — Nach diesen Worten verließ sie die Stube, indem sie die Thür um ein Gutes unsanfter zumachte als gewöhnlich.

So erzürnt war seine Mutter nie gewesen, so heftig hatte sie nie gegen ihn gesprochen. Er fühlte aufs tiefste, daß er sie nicht zum Nachgeben bewegen würde; — und wie sollt' ihm das erst bei seinem Vater gelingen!

Die Gründe, aus denen beide gegen eine solche Verbindung sein mußten, stellten sich ihm dar, und er war so sehr Bauer und Sohn seiner Eltern, daß er ihre Vernünftigkeit nicht bestreiten konnte. Annemaria war die Tochter und Verwandte von Söldnersleuten, d. h. sie gehörte einem Stande an, über dem sich der Bauer ebenfalls ebenso erhaben fühlt wie der Adelige über dem Bürgerlichen. Der Bauer hat einen Hof mit Haus und Stadel und zusammengehörigen Feldgütern, er besitzt Kasse und Rindvieh in gehöriger Anzahl und hält sich Knechte und Mägde. Der Söldner hat nur ein Haus, wenige Grundstücke, kein Kasse, höchstens einiges Vieh. Um sich besser durchzubringen, lernt er ein Handwerk und hilft dem Bauer bei der Ernte, wodurch geringere Söldnerfamilien zu gewissen Höfen in eine Art von Klientenverhältnis kommen. Daß der Bauer sich nun als zu einer höheren Menschengattung gehörig ansieht, ist beinahe so natürlich als das Bewußtsein des Aristokraten gegenüber dem Bürgerlichen. Das Vermögen übt freilich auch hier eine ausgleichende Macht, und wenn der Söldner empor, der Bauer heruntergekommen ist, so wird die Verbindung der Familien wieder möglich. Aber auch so kann sich der traditionelle Stolz noch wehren, und mir ist ein Fall bekannt, wo ein verschuldeter alter Bauer nur mit größter Mühe zu bewegen war, seinen Sohn eine wohlhabende Söldnerstochter heiraten zu lassen, indem er den Verwandten, die sie herausstrichen, immer wieder antwortete: „Es ist doch keine Bauern-

tochter!“ — Bei Ludwig und Annemaria kam zu diesem Mißverhältnis noch der große Unterschied des Vermögens, da sie kaum den achten Teil desjenigen besaß, was er nur vorläufig mitbekommen sollte; endlich die Anknüpfung mit Eva. — Der Kopf des jungen Menschen brannte, nachdem er alles überlegt hatte, und an seine Eltern denkend rief er mit Verzweiflung aus: „Sie tun's nicht, sie tun's nicht!“

Das Bild des Mädchens stand so schön und lieb vor seiner Seele wie jemals. Er hatte ihr gestanden, wie gern er sie habe, hatte ihr gesagt, sie solle ihm vertrauen, und er wolle nicht von ihr lassen. Aber wenn seine Eltern ihre Einwilligung verweigerten, so machte er Annemarie nur unglücklich — und durfte er das? Ein förmliches Versprechen hatte er ihr nicht gegeben. Bis jetzt war es eben ein Liebeshandel, wie es so manchen gibt in der Welt, ohne daß es zum Heiraten kommt; ein Liebeshandel, wo man gar vieles spricht, was man nicht halten kann, ja nicht einmal darf. Andere hatten ganz andere Verpflichtungen gehabt als er gegen Annemarie, und doch zuletzt ihresgleichen geheiratet. Auf der andern Seite — war es denn gewiß, daß Annemarie die Sache so schwer aufnahm? Vielleicht tröstete sie sich bald, heiratete einen andern und wurde glücklich. Wenn das Herz Ludwig's diesen Gedanken widersprach, so mußte er sie sich doch machen, und sie taten ihre Wirkung.

Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Er hatte mit Annemarie eine neue Zusammenkunft verabredet, und er durfte sich nicht einfinden, wenn er sich nicht entschieden hatte, seinen Eltern zu trohen. Als er nochmals alles hin und her überlegte, siegte zuletzt die Macht der äußern Verhältnisse; der Verstand und die Einschüchterungen gewannen die Oberhand, die Liebe und die Leidenschaft gaben sich gefangen. — Er wollte zum wenigsten versuchen, ob er ohne Annemarie leben könnte. Wenn's ging, so wollte er in Gottes Namen seinen Eltern folgen.

Er kam nicht zum Stelldichein. Als er Annemarie einen Tag später mit Regine begegnete, sagte er förmlich „guten Tag“ und ging vorüber. Das Mädchen war etwas „verhofft“ und sah ihm nach mit fragender Miene; aber sie entschuldigte beides. Zu der Bestellung hatte er nicht kommen können und vor der Regine wollte er sich nicht verraten. Wie er nun aber mehrere Tage nichts von sich hören ließ, und endlich, als sie allein mit ihm zusammentraf, auch nur mit gewöhnlichem Gruß und dazu noch sichtlich verlegen an ihr vorüberging, da erkannte sie ihr Geschick. „So“, sagte sie, indem ihr Herz zu klopfen begann, „so ist's gemeint?“ Sie sah ihm nach und bemerkte, wie er schneller ging, gleichsam, um aus ihrem Bereich zu kommen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Das ist der Mensch, der zu mir gesagt hat, daß ich ihm das Liebste wäre auf der Welt! So hält er Wort! O, ich hätt' mir's denken sollen!“ Sie ging

ins Haus zurück und eilte in ihre Kammer hinauf. Ihre Tränen strömten, sie sah mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes und der bittersten Kränkung vor sich hin. Dann sagte sie: „Es geschieht mir aber ganz recht, daß es so gekommen ist! Warum bin ich so einfältig gewesen und hab' ihm geglaubt? Warum hab' ich mir eingebildet, ich wär' auch etwas wert? — O, wie dumm!“ setzte sie schmerzlich lächelnd hinzu. „Als ob diese Leute von ihrem Stolz lassen könnten! Als ob wir ihnen zu was anderm recht wären als zum Spielen! Ja, ganz recht geschieht's mir, grad' so hat's kommen müssen!“

Regine kam die Treppe herauf und öffnete die Tür. Annemarie bemühte sich nicht, ihren Schmerz zu verbergen. Die Freundin sah sie mitleidig an und sagte: „Ich weiß, warum du weinst. Ja, ja, 's ist so. Beim Angerbauer hat's was gegeben. Der Alte und der Junge sind hintereinander gekommen, und Ludwig muß die Ev' heiraten.“

„Muß er?“ sagte Annemarie, die bei ihrem ruhigen Wesen doch heroischer war als Ludwig, und unter umgekehrten Verhältnissen sich standhafter gezeigt hätte. — „Ja freilich muß er, wenn sein Vater will“, erwiderte Regine. — „Nun“, versetzte die Geränkte mit Stolz, „wenn er mich lassen kann, dann kann ich ihn auch lassen!“ Sie trocknete ihre Tränen und ging mit der Freundin hinunter, um sie aufs Feld zu begleiten.

Von da an erschien Annemarie vor andern gefaßt, ohne den Zustand ihres Herzens verbergen zu wollen. Die Freude des Lebens war ihr genommen, und sie wollte nicht tun, als ob's anders wäre. Ihr Gesicht verlor nach und nach die blühende Farbe, bekam aber dafür einen eigenen feierlichen Ausdruck, und ihre braunen Augen erhielten einen Glanz, der selbst dem alten Bäcker auffiel, so daß er den Kopf schüttelte und für sich murmelte: „Es ist schade, jammer schade; aber ich kann ihr nicht helfen!“ Ihr Schicksal, wie man es erkannte oder erriet, flößte den Leuten Achtung ein. Selbst diejenigen, die im Dorfe wegen eines „bösen Mauls“ berufen waren, unterstanden sich nicht, in ihrer Gegenwart Anspielungen zu machen, und kein junger Mensch fand in sich den Mut, ihr schön zu tun und ihr für den erlittenen Verlust einen Ersatz anzubieten.

Ludwig setzte unterdessen den Versuch, ohne Annemarie zu leben, fort. Er hatte zum drittenmal gewagt, sie zu grüßen; aber sie war mit einem Ausdruck von gekränkter Würde an ihm vorübergeschritten, daß er es fortan unterließ. Wenn er nun bei einer unvermeidlichen Begegnung ihre Wangen sich färben und ihr Auge glänzen sah, dachte er wohl: sie würde nicht so böse sein (freilich nicht der rechte Ausdruck für das Gefühl des Mädchens), wenn sie wüßte, wie hart es mich ankommt! — Sein Leben wurde sehr einförmig. Er ging zu Hause und auf dem Felde still seiner Arbeit nach und machte Sonntags, anstatt mit Kameraden fröhlich zu sein,

einsame Spaziergänge. Auf einem derselben sagte er zu sich: „Leben kann ich wohl ohne sie, das hab' ich nun gesehen; aber was ist das für ein Leben!“ Er schüttelte traurig den Kopf und ging traurig nach Hause.

Am dritten Sonntag nötigte ihn seine Mutter, mit ihr einen Besuch beim Vetter Kirchbauer zu machen. Sie sah, daß Ludwig ihr und dem Vater ein Opfer brachte und daß es dem armen Menschen schwer wurde; sie war daher auf dem Wege besonders gut gegen ihn und gab sich große Mühe, ihn zu erheitern, indem sie ihm vormalte, welch einen Herrn er als Mann der Eva spielen könne, wo er schon zum Anfang einen schuldenfreien Hof und Geld am Zins haben würde.

Die Kirchbauersleute hatten natürlich von der Geschichte mit Annemarie gehört. Eva konnte bei der Begrüßung sich nicht enthalten, eine spöttische Miene zu weisen und gegen denjenigen, der einen solchen Streich machen konnte, eine gewisse Geringschätzung an den Tag zu legen. Indessen, der Sünder hatte eine Eigenschaft, die mit Notwendigkeit Vergebung forderte: er war der Sohn reicher Leute.

Man faßte die Sache von der heitern Seite auf. Als man beim Kaffee saß, versuchte Eva scherzhafte Anspielungen zu machen, die ziemlich plump herauskamen, und der arme Ludwig mußte nun seine Liebe verleugnen und erklären, daß ja an der ganzen Sache nichts sei, daß er was ganz anders im Sinn habe u. s. w. Er strengte sich offenbar an und wollte sich zwingen, Eva liebzugetwinnen. Die Folge war, daß ihm die große Person, die seinem Herzen bisher gleichgültig war, zuwider wurde. Auf dem Heimweg sprach die Mutter davon, die Sache nun bald richtig zu machen. Ludwig bemerkte: „Mit der Zeit wird sich alles geben; aber jetzt, ich bitte dich, laß mich in Ruh' und treib' nicht an mir!“ Die Angerbäuerin fühlte, daß sie still sein müsse.

Die zweite Hälfte des Juni war herbeigekommen und mit ihr die Nördlinger Messe. Diese dauert vierzehn Tage und ist ein Fest für das ganze Ries.

Ludwig hatte acht Tage vergehen lassen, ohne sich um die Messe zu kümmern. Sein melancholisches Aussehen machte die Mutter besorgt und selbst den Alten bedenklich. Als er gar am Bauernsonntag keine Anstalt machte in die Stadt zu gehen, da hielt sich die Mutter nicht länger. Sie nahm eine kleine Rücksprache mit dem Vater, dann ging sie zu dem Sohn, der in seiner Kammer war, und redete ihm mit mütterlichem Ernst ins Gewissen: was denn das wäre, daß er gar nicht mehr unter die Leute gehen wolle? Wenn andere ledige Burschen sich lustig machten, sitze er da und sinniere; ob das eine Art sei für einen jungen Menschen? „Da“, fuhr sie fort, indem sie einen Beutel voll Kronentaler aus der Tasche zog, „dannimm, geh nach Nördlingen, mach' dir einen vergnügten Tag und laß

etwas draufgehen! Du weißt ja, wir haben's!" Ludwig, den Beutel in Empfang nehmend, sagte mit trübem Lächeln: „Nun gut, Mutter, ich will dir folgen.“ Das Gesicht der Angerbäuerin erheiterte sich. Sie mußte, daß Eva in der Stadt sein würde, und hoffte, daß die beiden jungen Leute sich treffen, miteinander tanzen und sich vollends verständigen würden.

Ludwig kleidete sich trotz seiner Melancholie festlich an, wie sich gebührte, und schlug nach der Stadt einen weitem und weniger begangenen Fußweg ein, der durch Getreidefelder und Wiesen führte. Der Tag war ausnehmend schön und klar. Die Nachmittagssonne schien warm vom Himmel, aber ein frisches Lüftchen, das von Osten kam, milderte ihre Wirkung. Still, zuweilen ein rührendes Lied summend, wanderte Ludwig den heimlichen Gang durch das hochgewachsene Korn. Als er auf die Wiese heraustrat und die Augen aufschlug, bot sich ihm ein höchst erfreulicher Anblick. Etwa noch eine halbe Stunde entfernt lag die Stadt Nördlingen da, von grünenden Gärten umgeben. Der von grauen Quadern erbaute Turm der Sankt Georgenkirche — eine der höchsten und stattlichsten in Deutschland — erhob sich in dem klaren sommerlichen Duft freundlich über die Häuser und bildete mit ihnen ein Ganzes, dem man die Eigenschaften der Solidität und Wohlthätigkeit von weitem ansah. Und rechts und links, auf Straßen und Feldwegen, zu Wagen und zu Fuß erblickte man gepukzte Leute in ländlicher oder städtischer Tracht, welche dem e i n e n Punkte zustrebten. Die Landschaft trug vielleicht eben jetzt ihr farbenschnöstes Kleid. Überallhin wogende Getreidefelder in mannigfacher Abstufung des Grüns und Wiesen mit Blumen geziert, besonders mit der weißen „Meßblume“, die den Rieserinnen dazu dient, das „Er liebt mich von Herzen“ u. s. w. vorzunehmen, und die, in größerer Anzahl darüber verbreitet, den Gründen einen besonders heitern Charakter gibt.

Auf Ludwig machte das alles freilich nur traumhafte Eindrücke. Seine Seele lebte in sich selber. Als er die Erfahrungen der letzten Zeit an seiner erweichten Seele vorüberziehen ließ, regte sich leise und leise sogar die Hoffnung wieder. Die Sehnsucht erblickte in weiter Ferne Bilder des Glücks, und das junge Herz fand ihre Verwirklichung nicht mehr so ganz unmöglich.

In der Stadt angekommen, ohne recht zu wissen wie, ging er zuerst auf den Markt beim Rathhaus und hatte dort kurze Ansprachen mit verschiedenen Kameraden. Dann trieb er sich in bunter Menschenwoge bei den Meßständen umher und kaufte einiges zu Geschenken. Als er müde war, suchte er den Goldenen Ochsen auf, wo die jungen Leute seines Dorfes einzufehren pflegten. Fröhliche Musik erschallte von den Fenstern des ersten Stockes. Er fühlte keine Neigung, sich unter die Jugend zu mischen, trat in die untere Stube, ließ sich einen Krug Bier geben und setzte sich in eine

Ecke. Nach und nach regten die wohlbekanntenen Töne des Horns und der Klarinette doch eine Neugierde in ihm an, und er ging in den Saal hinauf, um dem Tanze zuzusehen.

Das erste, was ihm in die Augen fiel, war Hans, der sich mit Regine im Tanze drehte. Sein Herz klopfte; er spähte im ganzen Saal umher, um die zu erblicken, die er liebte. Endlich sah er sie in einer Ecke stehen, den Blick auf die Tanzenden gerichtet, die Gedanken aber sichtlich anderswo.

Das Hiersein des verlassenen Mädchens war dadurch veranlaßt, daß Hans erklärter Hochzeiter der Regine geworden war. Als solcher wollte er die Geliebte zur Messe führen, aber diese, die das arme Kind gern wieder bei einem Vergnügen gehabt hätte, erklärte, sie gehe nicht ohne Annemarie. Das gute Mädchen, wenn sie kein Störenfried sein wollte, mußte dem Paar Gesellschaft leisten.

Ludwig blieb wie angewurzelt stehen und betrachtete sie, ohne von ihr gesehen zu werden, in erschreckter Freude. Ihr Gesicht war nicht nur blässer, sondern auch etwas schmaler geworden; aber wie schön und fein war es! Die Trennung von ihm machte ihr mehr Herzeleid als ihm selber, das mußte er sehen! Sie hatte ihn nicht vergessen, sie hing treu an ihm, sie grämte sich! Reue, Mitleid, Liebe, Bewunderung stürmten auf ihn ein, seine Wangen glühten, ein unendliches Verlangen ergriff ihn, mit der Geliebten zu reden. Plötzlich faßte er einen Entschluß. Er ging auf sie zu und fragte: ob es nicht erlaubt wäre, mit ihr zu tanzen.

Das Mädchen schrak zusammen und starrte ihn an. Sie zog die Hand, die er ergriffen hatte und die in der seinen bebte, zurück, aber er ließ sie nicht los. Mit dem herzlichsten Tone sagte er: „Ich bitte dich, Annemarie!“ und sah sie mit einem Blick so voll Liebe, Reue und Ergebung an, daß die Kraft zum Widerstand ihr versagte. Errötend, zitternd, in tiefster Verwirrung ließ sie sich von ihm zum Tanze führen.

Ludwig fand Gelegenheit, sich gegen Annemarie über alles auszusprechen: wie Vater und Mutter drohend von ihm verlangt, von ihr zu lassen, wie er versucht habe, ihnen zu folgen, wie es ihm aber unmöglich sei, da er keine andere Liebhabin könne als sie. Er wolle nun mit seinem Vater sprechen, gleich morgen. Sie müsse sein Weib werden, geh' es wie es wolle. Er verspreche es ihr hoch und heilig, und so wahr ein Gott im Himmel sei, er werde sein Versprechen halten.

Annemarie glaubte ihm: sie fühlte, wie jedes Wort von Herzen kam. Sie verzieh ihm das Vergangene, da sie einsah, welch einen schweren Stand er hatte; sie bewunderte und teilte seinen Mut. Was fragte sie nach der Welt? Er gehörte ihr wieder, ihr Leben, ihr einziges Glück! — Sie glänzte in seliger Schönheit. Die Freude hatte ihre Wangen nicht nur wieder ge-

rötet, sondern schien sie auch plötzlich runder gemacht zu haben. Ludwig hatte sie nie so hold gesehen.

Die jungen Herzen erhob ein Gefühl, das sie vorher nie in dieser Stärke gekannt hatten: der Heldenmut der Liebe. Sie sahen, was ihnen drohte, aber sie empfanden keine Bangigkeit. Die Kämpfe, die ihrer harrten, waren ihnen beinahe lieb; denn sie wollten sich bewähren, sie wollten zeigen, was wahre Liebe vermöge, und daß man einer solchen nichts anhaben könne. Es war ein Schwung in ihren Seelen, daß ihnen nichts unmöglich erschien. Mögen sie nur kommen, mögen sie nur reden, dachten sie, wir wollen sehen, wer das Feld behauptet! — Mit dem Glück leuchtete nun auch dieses heroische Gefühl aus den Gesichtern und gab ihnen einen eigenen rührenden Ausdruck. Wer sie sah, der wußte, daß sie einig waren und daß man sie nicht mehr auseinanderbringen würde. Die einen schüttelten den Kopf, andere dagegen nahmen frohen Anteil. Ein stattlicher Bursche ging auf das Paar zu, klopfte Ludwig auf die Schulter und sagte: „Brav so! Laß dich nicht irremachen, der Alte muß nachgeben!“ — „Ja, Bruderherz“, erwiderte der Entschlossene, „das muß er, ich kann ihm nicht helfen!“

Ludwig führte sich nun gerade am schönsten auf, er strampfte am geschicktesten nach dem Takt vor seiner Tänzerin, er sang Lieder vor, die sich auf ihr Verhältnis bezogen, darunter einige, die er selber gemacht hatte.

Nachdem sie genug getanzt hatten, nahmen die befreundeten Paare in einer kleinen Stube Platz und setzten sich zum reichlichen Mahle. Ludwig folgte seiner Mutter: er ließ etwas draufgehen, und mehrere von den schönen Kronentalern, die er erhalten hatte, um damit vor Eva zu prangen, blieben im Goldenen Ochsen. Gegen elf Uhr machten sie sich auf den Heimweg. Ludwig führte die Geliebte und Regine hielt Hans mit Fleiß etwas zurück, damit die beiden sich recht ausreden konnten. Die Nacht war so schön wie der Tag; der Mond, beinahe voll, schien hell ins Land, und silberne Nebel zogen sich über die Wiesgründe hin. So wanderten die Glücklichen in dem Feldweg fort, sich wieder und wieder betauernd, wie lieb sie sich hätten, wie glücklich sie seien und wie sie sich treu bleiben wollten bis in den Tod. Vor dem Hause des Bäckers nahmen sie Abschied, und nochmals sagte Ludwig an dem Halse der Geliebten: „Verlaß dich auf mich!“

Den andern Morgen ersah Ludwig seine Zeit und ging entschlossen in die Stube, wo seine Eltern allein waren. Er trat vor seinen Vater und sagte: „Ich hab' etwas mit dir zu reden.“ Der Alte machte ein grimmiges Gesicht, welches zeigte, daß ihm von dem gestrigen Tun des Sohnes bereits etwas zu Ohren gekommen war. „Das trifft sich gut“, erwiderte er, „ich hab' auch etwas mit dir zu reden.“ Und indem er ihn mit verachtenden

Blicken maß, fuhr er fort: „Nun sag' mir, was ich mit dir anfangen soll! Du hast also wirklich alle Scham verloren? Während ich und deine Mutter glauben, daß du bei Leuten bist, die dir Ehre machen, verbankettierst du dein Geld mit einer —“

„Schimpf nicht!“ fiel ihm Ludwig in die Rede; „die Annemarie ist das bravste und ordentlichste Mädchen! Und weil's doch heraus muß, so sag' ich dir jetzt: die und keine andere wird mein Weib! Ich hab' euch folgen wollen, ich hab' mir die größte Müh' gegeben; aber es geht nicht — ich kann ohne die Annemarie nicht leben! Und ich hab' ihr's gestern gesagt, und sie hat mir's gesagt, und wir haben uns versprochen vor Gott im Himmel, daß wir uns treu bleiben wollen, und wir halten unser Wort!“

Der Alte war erstarrt. Er hatte in der Geschichte auch jetzt noch nichts als eine ärgerliche Liebelei gesehen und fürchtete im schlimmsten Falle einen Ausgang, der den Buben ins Geschrei bringen und die Heirat mit Eva verderben konnte. Daß sein Sohn, der Sohn des Angerbauers, daran denken konnte, ein Mädchen wie Annemarie zum Weibe zu verlangen, das hätte er sich nicht im Traum einfallen lassen. Er sah ihn ordentlich erschreckt an, wie einen plötzlich Tollgewordenen, und brachte mit Mühe die Worte heraus: „Was — willst du tun?“ Ludwig erwiderte mit entschlossenem und zugleich bittendem Tone: „Ich will die Annemarie heiraten, ich kann nicht anders, Vater!“

Der Angerbauer zuckte und seine Faust ballte sich. Noch hielt er die Wut, die in ihm aufkochte, zurück, aber mit solcher Anstrengung, daß seine Glieder zitterten. Er fragte: „Wovon wollt ihr denn leben?“ Ludwig versetzte: „Die Annemarie ist nicht so arm, sie hat auch etwas, beinahe tausend Gulden, und mit dem, was ich kriege —“ — „So?“ sagte der Alte, „wer gibt dir denn etwas?“ — „Nun“, versetzte Ludwig, „du würdest mir doch —“ —

Der Alte lachte mit bitterm Hohn. „Wie!“ sagte er, „bildest du dir ein, daß ich Geld ausgabe, um eine solche Söhnerin zu bekommen? Bist du von Sinnen? Nicht einen Heller bekommst du von mir!“

„Laß ab, Ludwig!“ rief die Mutter, die gängstigt zur Seite gestanden hatte, „laß ab, um Gottes willen! Er tut's nicht, er kann's nicht tun! Hast du denn allen Verstand verloren?“ — „Nein“, versetzte Ludwig fest, „ich hab' meinen Verstand noch ganz, und ich laß' nicht ab, denn ich hab's wohl überlegt, was ich tu'. Die Annemarie wird mein Weib, mag geschehen was da will — das ist meine letzte Rede!“

Nun war die Kraft, mit welcher der Angerbauer den Ausbruch seiner Wut niedergehalten hatte, zu Ende. „Wie!“ schrie er den fecken Sohn an, „du unterstehst dich, mir zu trotzen? So weit treibst du die Unverschämtheit? Du nichtsnutziger Bursche! Du frecher Bube! Heiraten willst du

sie? Eine Bettlerin? Du Dummkopf! Siehst du nicht, daß die schlechte Person nur nach deinem Gelde angelt?"

Ludwig hatte die Schmähungen, die ihn betrafen, ruhig über sich ergehen lassen; aber bei den letzten Worten fuhr er auf. „Die Annemarie ist das rechtschaffenste Mädchen unter der Sonne! Wer anders sagt, ist ein Lügner!“ — Der Alte hob den Arm und tat einen Schritt gegen den rebellischen Sohn, um ihn niederzuschmettern; aber die Mutter fuhr dazwischen. „Ums Himmels willen“, rief sie dem Rasenden zu, „tu' das nicht! Siehst du nicht die Leute, die draußen stehen?“ Der Vater ließ den Arm sinken, aber nur um den Sohn desto grimmiger mit Worten zu treffen.

Noch einmal ging der Alte auf Ludwig los, um ihn niederzuschlagen; noch einmal trat die Mutter dazwischen und hielt ihm den Arm. Endlich rief er mit schäumendem Munde: „Fort, fort! Aus meinem Hause! Du bist mein Sohn nicht mehr! Fort!“ Und Ludwig versetzte: „Sorg' nicht, ich geh', und nie wirst du mich wiedersehen!“ Er öffnete die Thür und ging hinaus. Die Mutter wollte ihm nach, aber der Angerbauer hielt sie mit eisernem Arm. „Laß ihn, er soll fort und mir nie wieder unters Angesicht kommen!“

In einer Art von heroischer Trunkenheit ging Ludwig in seine Kammer, packte die notwendigsten Kleidungsstücke in ein Tuch und wanderte mit dem Bündel durch den Garten aufs Feld hinaus. Es war ihm ordentlich wohl zu Mute. Er wollte sich an seinem Vater rächen, und er wußte, wie er das konnte. Gestern hatte er zufällig gehört, daß ein weitläufiger Ackerwandler im untern Rieß einen Knecht brauche. Zu dem wollte er gehen und sich bei ihm verdingen. Er wollte als Knecht dienen, zur Schande seines reichen Vaters, und so lange auszuhalten, bis dieser ihn selber bäte, wieder zu ihm zu kommen und — Annemarie zu heiraten. Dieser wollte er schreiben, ihr ausführlich berichten, wie tapfer er sich gehalten und dadurch gewiß alles wieder gut gemacht habe. Er fühlte sich recht als Mann und war mit sich und beinahe auch mit seinem Schicksal zufrieden.

Das Dorf, in welches er zu wandern gedachte, war etwa drei Stunden entfernt. Auf dem Feldwege, den er zunächst einschlug, begegneten ihm mehrere Leute, die ihn verwundert anschauten, zuletzt auch sein Bruder Andres, der ihn fragte, wo er hingehe. „Fort, in die weite Welt,“ rief ihm Ludwig zu. „Wie soll ich das verstehen?“ fragte Andres. „Der Vater braucht mich nicht mehr: geh' heim und sag ihm, wo du mich getroffen hast!“ Und fort eilte er. Andres ging etwas rascher nach Hause, als er sonst getan hätte, und richtete den Auftrag aus. Der Mutter traten aufs neue die Tränen in die Augen; der Alte aber rief: „Mag er laufen, wohin er will, der nichtsnutzige Bursche! Ich werde nicht nach ihm

schicken!“ Der ruhige Andres ging zur Mutter und sagte tröstend: „Er wird schon wieder kommen.“

Nach einer heißen Wanderung langte Ludwig im Hofe des Wetzters an. Er unterdrückte das Schamgefühl, das ihn anwandelte, und trat äußerlich entschlossen, aber doch mit der Schüchternheit eines Menschen, der sich anträgt, in die Stube. Der Bauer, ein gesundhagerer, sonnverbrannter Mann mit angehenden grauen Haaren, war allein da und rief auf den Gruß des Ankömmlings: „Ludwig! Sieh da! Was führt dich zu uns?“ Auf das Bündel blickend, setzte er hinzu: „Bringst du mir etwas?“ — „Kann sein,“ erwiderte Ludwig. „Ihr braucht einen Knecht?“ — „Ja wohl. Weißt du mir einen?“ — „Ich weiß einen.“ — „Nun? — „Ich bin's selber.“ — „Du? Mach' keinen Spaß!“ — „Ich mach' keinen Spaß, Wetzter, sondern sag' Euch die reine Wahrheit.“ Und er erzählte ihm das Vorgefallene.

Um den Mund des Schmiedbauers (so hieß der Mann vom Hofe) spielte ein behaglich schadenfrohes Lächeln. Er war einer von denen, die sich für besonders gescheit halten und denen es höchst fatal ist, wenn sie einen treffen, der noch mehr Verstand zu haben glaubt als sie. Diesen Verdruß hatte dem Schmiedbauern zu verschiedenen malen der Angerbauer gemacht, indem er ihm zu Nördlingen, wenn sie nach einer „guten Schranne“ beim Bier saßen, keine seiner kühnern Behauptungen durchgehen ließ und ihm hier und da sogar übers Maul fuhr. Den Sohn dieses stolzen und hoffärtigen Mannes nun als Knecht im Hause zu haben und dem Alten gelegentlich einmal vor den Leuten sagen zu können, wie er sich mache, war für ihn ein köstlicher Gedanke. Er beschloß Ludwig zu dinge. Zu seiner Beruhigung sagte er sich: „Wenn ich ihn nicht nehme, geht er vielleicht nach Augsburg, um sich als Hausknecht zu verdingen, oder unter die Soldaten, oder Gott weiß wohin, so daß man ihn am Ende gar nicht mehr findet. Bei mir aber lebt er in der Nähe und kann am ersten wieder zur Vernunft gebracht werden.“

„Ei, ei, ei, ei!“ rief er endlich aus, indem er vergnügt den Kopf schüttelte, „was sind das für Sachen! — Nun“, fuhr er nach einer Weile fort, indem er sich zusammennahm und die Miene des Wetzters allmählich in die des Herrn übergehen ließ, „wenn du's nicht anders haben willst, so will ich dir nicht entgegen sein. Du sollst mein Handknecht werden und so viel Lohn haben wie der vorige. Aber eins muß ich dir sagen: ich ding' dich nicht zum Spaß. Ich brauch' einen Knecht, der ordentlich schafft und nichts vor andern voraushaben will.“ Ludwig versetzte etwas empfindlich: „Ich schaff' wie ein anderer und verlang' nichts als was mir gehört.“ — „Nun, mit dem Beding sind wir handelseins.“

Michel, des Schmiedbauers einziger Sohn, ungefähr im gleichen Alter

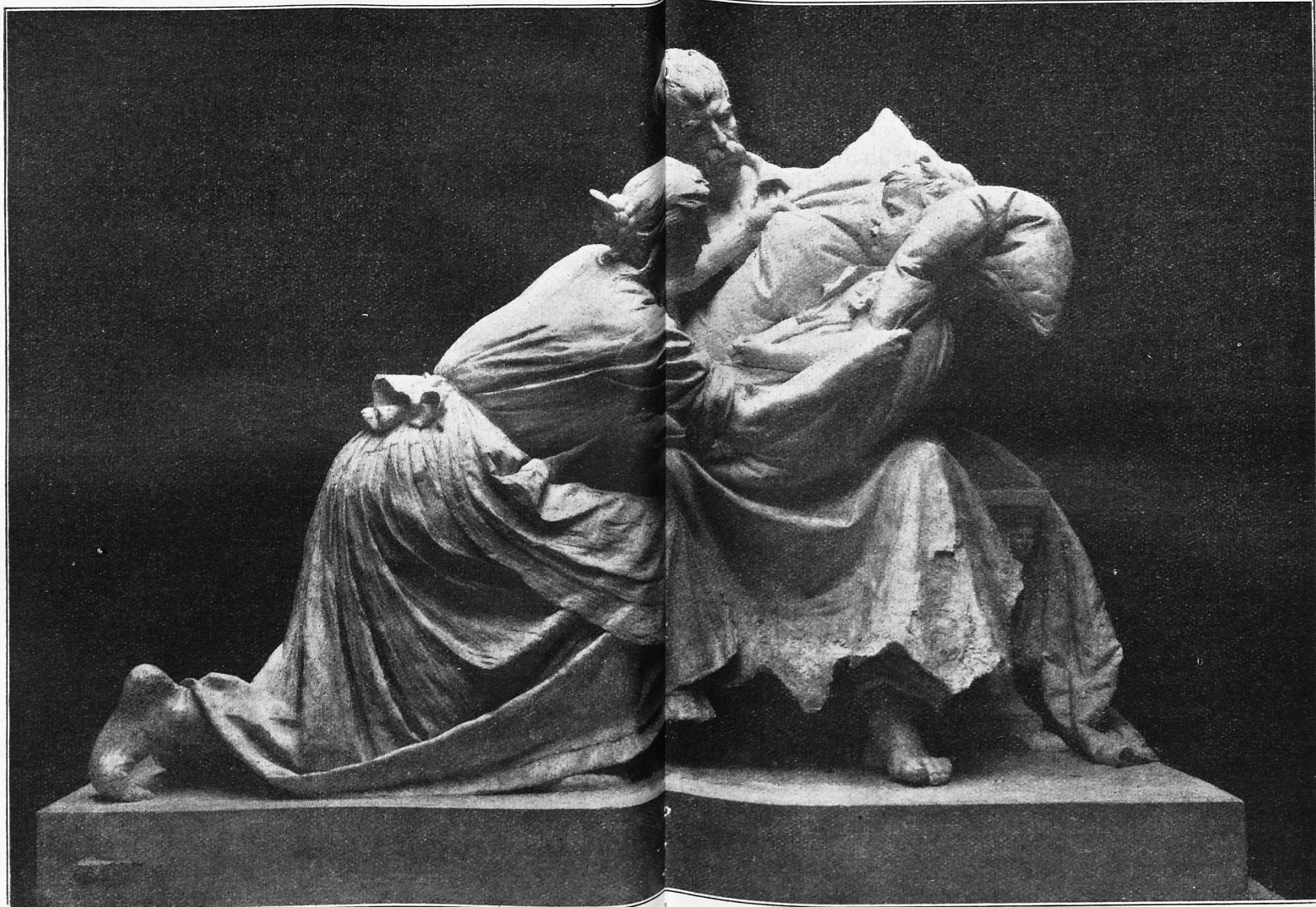
mit Ludwig, kam in die Stube und grüßte den Vetter überrascht und freundlich. „Was sagst du dazu,“ redete der Alte ihn heiter an, „daß Ludwig unser Handknecht wird?“ — „Was nicht noch?“ versetzte Michel ungläubig. Der Alte erklärte ihm den Handel, worauf der Haussohn den neuen Knecht mit einem schelmischen und selbstzufriedenen Lächeln betrachtete. Man sah ihm an, daß plötzlich das Gefühl des Höherstehenden in ihn gefahren war. Er eilte in die Küche, um seiner Schwester Madlene, welche seit dem Tode der Bäuerin die Wirtschafft führte, die Neuigkeit mitzuteilen. Als Madlene mit dem Nachmittagskaffee in die Stube trat, grüßte sie den Vetter nur obenhin und mit etwas verzogenem Mäuschen; sie konnte einen Burschen nicht begreifen, der wegen eines geringen Mädchens sich so herabzuwürdigen vermochte. Der Alte sagte zu Ludwig: „Setz dich zu uns; heute kannst du noch mit uns Kaffee trinken. Später freilich —“ — „Ich dank' schön,“ erwiderte Ludwig rasch, mich dürstet's, ich trink' Wasser lieber.“ — „Das kannst du dir draußen am Brunnen selber pumpen,“ sagte der Alte, vergnügt über die Empfindlichkeit des jungen Burschen, „und trink' soviel als dir schmeckt.“ — Die Familie setzte sich im Känzle zum Kaffee. Ludwig verließ die Stube, ging zum Brunnen, trank tüchtig und nahm sich vor, mutig auszuhalten und alles, was sein neuer Stand natürlicherweise Beschwerliches hatte, mit Geduld zu ertragen.

Nach zwei Tagen wurde an Annemarie von einem Hausierer ein Brief abgegeben, worin der Liebende berichtete, was uns bekannt ist. Der Schluß lautete: „Es geht mir hier recht gut. Ich muß tüchtig arbeiten, aber das ist mir lieb. Bleib mir nur treu wie ich dir, und alles, was geschehen ist, wird zu unserm Glück sein.“

Das gute Mädchen hatte eine seltsam gemischte Empfindung. Die standhafte Treue, die Ludwig bewiesen, erfreute und rührte sie inniglich; aber der Gedanke, daß sie an der Uneinigkeit einer solchen Familie schuld sein sollte, fiel ihr schwer aufs Herz. Sie ergab sich für jetzt in ihr Geschick und tröstete sich mit der Hoffnung, daß der Himmel zwei so treu liebenden Herzen zuletzt doch aus ihrer Not helfen werde.

Im Dorf hatte natürlich das Davongehen Ludwig's den größten Rumor gemacht, und die beiden Tage lang wurden in den Häusern und auf dem Felde, beim Bier und nachts auf der Gasse von nichts anderm gesprochen. Alle, die gegen die Familie des Angerbauers etwas hatten oder sie beneideten, taten sich von Herzen gütlich und sorgten dafür, daß die Geschichte mit gehörigen Zusätzen weiter verbreitet wurde.

Unser junger Freund Theodor brachte die Nachricht mit einem gewissen Selbstbewußtsein dem Großvater, indem er ausrief: „Hab' ich's nicht gesagt?“ Der alte Pfarrer sah ihn freundlich an und sagte: „Ja, du bist ein



Im Sterben. Christoph Roth.

ganzer Mann und großer Prophet!" Theodor machte ein etwas verdunktes Gesicht; seine Erwartung, ein mit seinen Gefühlen sympathisierendes „Schrecklich! was es doch für Menschen gibt“ u. s. w. zu hören, war aufs neue getäuscht. Dieselbe Erfahrung machte er, als er die Kunde brachte, daß Ludwig sich als Knecht verdingt habe. „So?“ sagte der alte Herr, „ist die Nachricht gewiß?“ — „Ich habe sie von einem Hausierer, der Ludwig selber gesehen hat,“ erwiderte Theodor. Und ihn ansehend, fragte er: „Was soll nun geschehen? was willst du tun?“ — „Wir wollen ihn dienen lassen,“ antwortete der Pfarrer und begab sich in seine Studierstube. Theodor sah ihm kopfschüttelnd nach; bei dieser Gelegenheit konnte er seinen Großvater nicht begreifen. (Fortsetzung folgt.)

Arbeit.

I.

Sirenen heulen durch dämmernde Nacht.
Die Helden der Arbeit eilen zur Schlacht.
Des Maschinenmolochs Augen erglühn,
Die das Volk in feurige Rachen ziehn.
Das ruft und rennt nach den Werkstattssälen,
Und sieh, in den Reihen wird keiner fehlen.
Motoren brummen, die Sägen stöhnen,
Die brechenden Bretter im Fallen dröhnen.
Da, hört! Durch die Räume gelst ein Schrei,
Das Räderwerk stockt, sie drängen herbei:
Den Arm hebt einer als blutigen Stumpf!

Durch die Scharen schleicht ein Murmeln dumpf,
Einen Augenblick schüttelt ein jeder sich:
„Wann trifft es dich?“
Dann holt der Nächste die Hand aus den
Spänen,
Wischt rasch das Blut von den stählernen
Zähnen.
Und zornig wieder Motoren murren,
Die Wellbäume wirbeln, die Sägen surren.
Der Hunger bläst in den prasselnden Schlot:
„Schafft, die Menschen schreien nach Bett
und Brot!“

* * *

II.

Die Schlotte tragen Tag und Nacht
Des Rauchgewölks geschwung'ne Fahnen.
Die dunkeln Wimpel schwellt ein Ahnen
Von Kampf und künftiger großer Macht.
Das Dampfhorn gelst wie Schlachtgeschrei:
„Ihr, denen rings an den Maschinen
Millionen Menschenkräfte dienen,
Schafft, daß es für das Ganze sei!

Wir steh'n im Feuer Mann für Mann
Wie Daniels Freunde heil zusammen.
Ihr Herrn, sorgt, daß die Glut der Flammen
Einstmals nicht euch verderben kann.
Die heiße Not hat uns geeint,
Wir wollen dienen, aber denken.
Könnt ihr uns nicht zum Lichte lenken —
Wir wissen, wo die Sonne scheint!“

Rauchflaggen flattern schwarz ins Land,
Weit über Weiler, Feld und Forste.
Sie dulden keine Herrscherhorste,
Nur Kampf und Arbeit, Hand an Hand.